

„Die Erforschung einer einzelnen Biographie schärft den Blick für das ungeheuerliche Gesamtgeschehen“

Ein Gespräch mit Dr. Inge Grolle über ihr Engagement in der „Biographischen Spurensuche“ des Stolperstein-Projektes

In der Isestraße im Hamburger Stadtteil Harvestehude liegt vor vielen der prächtigen gründerzeitlichen Etagenhäusern mit ihren großen Altbauwohnungen mindestens ein, in vielen Fällen mehrere Stolpersteine. Sie machen deutlich, dass dies vor dem 2. Weltkrieg ein von vielen jüdischen Familien bevorzugtes Wohngebiet war.

Die kleinen, in den Boden eingelassenen Gedenktafeln mit den eingravierten Lebensdaten erinnern an diejenigen, die hier lebten und dann entrechtet und ermordet wurden.

Vor dem Haus Isestraße 23 liegen sogar zehn Stolpersteine. Hier wohnt seit mehr als dreißig Jahren das Ehepaar Dr. Inge und Professor Dr. Joist Grolle, umgeben von vielen Bücherwänden bis unter die Zimmerdecken. Beide sind über 90 Jahre alt, aber sobald man mit ihnen ins Gespräch kommt, merkt man nichts von ihrem hohen Alter.

Ich treffe Inge Grolle, um von ihr etwas über das Projekt ‚Biographische Spurensuche‘ zu erfahren. Diese ehrenamtliche Arbeit im Hintergrund der Stolpersteinverlegungen ist sehr viel weniger bekannt, aber von großer Wichtigkeit und Bedeutung. In manchen Fällen wirkt diese Arbeit sogar bis in unsere Gegenwart, wenn die Spurensuche zu Angehörigen, die überlebt haben, führt.

Zunächst erzählt Inge Grolle über die Familie, wie die Enkelkinder bei ihren Besuchen Stück für Stück in das Wissen über die Stolpersteine unten vor der Tür hineingewachsen sind; wie sie die Steine geputzt und vor den Haustüren gezählt haben, auch wenn sie deren Sinn noch nicht richtig verstanden.

Frau Grolle, waren die vielen Stolpersteine vor Ihrem Haus der Anlass für Sie, sich in der Biographischen Spurensuche zu engagieren?

Nein, nicht direkt. Die ersten sieben Steine liegen ja schon seit 15 Jahren oder länger vor unserem Haus. Wir sind auf die Stolpersteine in Hamburg aufmerksam geworden, wussten auch um ihren Sinn. Dann hat mein Mann die Frau Fladhammer, eine pensionierte Lehrerin getroffen, die es schon sehr früh unternommen hatte, die Biographien zu den Steinen in der Isestraße zu recherchieren. Sie sagte, sie würde doch so gern wissen, wie das mit den Steinen bei den Menschen ankommt, die jetzt in den Häusern wohnen. Daraufhin haben wir ein Treffen aller Bewohner unseres Hauses organisiert und Frau Fladhammer hat uns die Biografen zu den Steinen vor Nr. 23 erzählt. Sie hat damals, Mitte der 2000er Jahre tatsächlich zunächst fast allein recherchiert.

War das dann der konkrete Anlass für Ihr Engagement?

Nein, noch nicht, natürlich hat mich das Thema weiter beschäftigt, aber der direkte Anstoß kam etliche Jahre später, 2011, es war eine große Versammlung im Logenhaus an der Moorweidenstraße. Dort wurden Rechercheergebnisse und einzelne Biographien vorgetragen, das war unglaublich beeindruckend. Dann haben Beate Meyer und Rita Bake (s. Kasten), die zu dieser Veranstaltung eingeladen hatten, sehr eindringlich darauf hingewiesen, dass sich mehr Menschen zur Mitarbeit bereit erklären müssten, damit die Sache weitergeführt werden könnte. Und beim Rausgehen habe ich gesagt: Ich bin jetzt frei, habe keine Aufgaben mehr, ich muss da mitmachen. So ging es Freunden von uns auch.

Wir trafen uns dann im alten Gemeindehaus von St. Nikolai. Anfangs waren es noch viele, allmählich aber bildete sich eine feste Gruppe von zehn Teilnehmer*innen, die zu einzelnen Stolpersteinen in Harvestehude und Rotherbaum arbeiten wollten.

Lassen Sie uns kurz nochmal einen Schritt zurückgehen zu Ihnen persönlich. Hat die Aufarbeitung des Nationalsozialismus schon früher in Ihrem Historikerinnenleben ein Rolle gespielt, haben Sie einen familiären Bezug?

Das Thema hat immer, seit ich denken kann, bei mir eine Rolle gespielt, ich bin 1931 geboren und habe diese Zeit teilweise ja auch im Schulunterricht und in der Hitlerjugend bewusst miterlebt. Ich habe allerdings nie zu dem Thema geforscht, das Interesse während meines Studiums und der Promotion 1961 galt Frankreich, unserem „Erbfeind“ nach dem Zweiten Weltkrieg. Später in Hamburg habe ich mich dem Thema Frauenemanzipation zugewendet. Hier konnte ich für einige interessante Aufträge in Form von Broschüren für Schulen forschen, z.B. Frauen nach dem Krieg.....

Ich hatte aber immer auch das Gefühl, ich müsse mich intensiver um den Nationalsozialismus kümmern, bin dem aber andererseits ausgewichen und wollte nichts wissen von all diesen schrecklichen Dingen. Eine große Rolle hat dabei für meinen Mann und mich, auch gespielt, dass der Vater meines Mannes ein überzeugter Nationalsozialist mit einer Funktion, gewesen war. Wir wollten uns anfangs dem nicht stellen, später hat sich das sehr verändert.

Insofern bin ich sehr froh, dass ich dann, sozusagen *post festum*, zu den Stolpersteinen gekommen bin.

Diese Gruppe, die sich monatlich in St. Nikolai traf, wie hat sie gearbeitet?

Es waren da ja sehr unterschiedliche Menschen zusammengekommen, die meisten kannten sich gar nicht. Aber es gab so eine Grundübereinstimmung: Die deutsche Vergangenheit ist für uns eine Hypothek, für die wir Verantwortung übernehmen müssen, dass die Opfer dieser Verbrechen nie in Vergessenheit geraten. Und so suchten wir uns aus den herumgereichten Adressenlisten von Hallerstraße und Brahmsallee ein oder mehrere Namen heraus, deren Spuren wir erforschen wollten.

Aber abgesehen von Ihnen waren doch keine ausgebildeten Historiker*innen dabei, wie kann das gehen?

Beate Meyer leitete uns an. Sie verteilte ihr Buch *Die Verfolgung und Ermordung der Hamburger Juden (1933-1945)* als erste Orientierung, außerdem ihren *Leitfaden für die Forschung*. Wir lernten, wie wir methodisch vorgehen sollten, was man aus den Dokumenten herauslesen konnte. Eine Besonderheit für Hamburg war z. B. der vollständige Erhalt der Kultursteuerkarten der jüdischen Gemeinde. Sie dokumentieren u. a. die finanzielle Situation der Steuerpflichtigen und die im Laufe der Zeit steigende Verarmung. Die Karten enden meist mit dem Stempel; „Evakuiert“ oder „Aussiedlung“.

Waren die Gruppentreffen hierbei hilfreich?

Auf jeden Fall. Wir berichteten uns gegenseitig über unsere Recherchen. Wir halfen einander. Ein Gruppenmitglied, Christina Igl, die schon vor uns Erfahrungen gesammelt hatte, war uns eine enorme Hilfe, obwohl sie beruflich in dieser Arbeit überhaupt nicht vorgebildet war. Der Austausch war wichtig, wenn man sich über eine Sache klar werden wollte. Und Kritik wurde natürlich auch geäußert. Aber so ein Austausch bringt ja auch Sicherheit.

Ein Gruppenmitglied, er war Jurist und ehemaliger Bundesverfassungsrichter, tat sich immer wieder schwer mit der geforderten Arbeitsmethode. Sie erlaube keine Lösung eines Falles, bleibe in der Beschreibung und in ambivalenten Urteilen stecken. Oft haben wir mit ihm darüber diskutiert. Er ist bei uns geblieben und hat u.a. die Biographie des bekannten Juristen Dr. Gerhard Lassar geschrieben, der die Demütigungen nicht ertrug und seinem Leben ein Ende setzte.

Besteht bei so einer Arbeit die Gefahr, sich bei der Recherche zu sehr mit dem Schicksal der jeweiligen Person zu identifizieren, zu viel Emotion in den Text zu bringen? Wie bekommt man eine Balance zwischen Mitgefühl und historisch-sachlichem Text hin?

Zunächst mal ist es so, dass man bei der Recherche keine persönlichen Zeugnisse hat, sondern die Daten aus den Dokumenten: die Verfolgtenlisten aus dem Staatsarchiv, alte Adressbücher, die Kultursteuerkarten der früheren jüdischen Gemeinden u.a.m. Man kann viel aus ihnen herauslesen. Aber mir war immer klar, dass ich die Person, mit der ich mich beschäftige, nicht wieder beleben kann. Ich kann höchstens ein Bild, das ich mir mache, beleben. Diese Arbeit war zunächst eine rein historisch-methodische Arbeit. Beate Meyer hat uns immer wieder zu einer „objektiven“ Darstellung unserer Recherchen ermahnt, keine Wertungen, keine Emotionen. Dafür war Raum in der Gruppe. Nur so haben wir uns den niederschmetternden Fakten aussetzen können.

Ein Beispiel: Der Sohn Herbert des jüdischen Ehepaars Oberschitzky musste wegen einer schweren Hautkrebserkrankung operiert werden. Seit 1938 wurde den Juden die Verfügungsmacht über ihr Vermögen entzogen, größere Summen mussten sie beim Oberfinanzamt erbitten. Mehrere Male wurde ein Gesuch der Familie um Freigabe von 10.000 RM schroff abgelehnt, das letzte Bittgesuch trägt das Datum 10.7.1942. Dieses wird plötzlich anstandslos genehmigt, Aber: die Genehmigung trägt dasselbe Datum wie der Deportationsbefehl für das Ehepaar Oberschitzky und Sohn Herbert, es ist der 15. Juli 1942. Herbert stirbt zwölf Tage später in Theresienstadt, seine Eltern werden im September in Treblinka ermordet. Das Entsetzen darüber hat uns in der Gruppe alle gepackt. Wir haben das nur im gemeinsamen Gespräch auffangen können.

Einige Gruppenmitglieder haben bei ihren Recherchen tatsächlich überlebende Familienangehörige ausfindig machen und Kontakt zu ihnen aufnehmen können.

Ja, das haben besonders drei unserer Gruppe sehr intensiv betrieben. Beate Meyer hatte uns am Anfang geraten, auch alle erfassbaren Daten von überlebenden Familienmitgliedern zu dokumentieren. Während der Arbeit an der Biographie stellt man dann plötzlich fest, da lebt noch einer. Die Kontaktaufnahme ist dann oft langwierig und läuft nicht selten auch ins Leere. Wenn sie aber gelingt, man darüber hinaus weitere Familienangehörige ausfindig macht, können daraus ganze Netzwerke wachsen und schöne Beziehungen entstehen, innerhalb der Familien, aber auch mit uns hier in Hamburg.

Als Beispiel möchte ich den 1923 in Hamburg geborenen Nathan Ben-Brith nennen, dessen „Erinnerungen an den Holocaust“ ich zusammen mit der Hamburger Historikerin Linde Apel herausgegeben hatte. Der über 90jährige kam zur Vorstellung dieses Buches mit drei seiner Kinder und seiner Schwester nach Hamburg. Zusammen standen wir in Harvestehude vor dem Stolperstein für seinen Vater und besuchten zehn weitere Steine für Mitglieder seiner Familie. Das hat es in unserer Arbeit immer wieder gegeben.

2016 ist dann das gemeinsame Buch Ihrer Gruppe unter dem Titel *Grindel 1* erschienen, es enthält Biographien von 90 Personen, die in der Brahmsallee und der Hallerstraße gelebt haben. War die gemeinsame Arbeit damit beendet?

Wir haben durchaus noch Kontakt, treffen uns gern immer mal wieder privat, aber die Arbeit an den Biographien führen aus unserer Gruppe nur wenige weiter, meist einzeln. Es kommen aber auch immer wieder neue Interessierte in St. Nikolai hinzu. Es ist ja auch so, dass jetzt kein Buch mehr herausgebracht wird, das war ja damals unser gemeinsames konkretes Ziel. Nun wird alles einzeln ins Internet gestellt. Ich als absoluter Buchmensch bin natürlich betrübt, dass diese stadtteilbezogenen Stolpersteinbände nicht fortgesetzt werden.

Haben Sie eine Idee, wie es weitergehen könnte mit der Spurensuche? Stolpersteine ohne eine Biographie gibt es noch viele und es werden immer mehr.

Ich frage mich, ob das für jüngere Leute überhaupt attraktiv ist oder eher doch ein alter Hut. Und die Arbeit ist ja auch nicht einfach, sie ist mühsam und sehr anspruchsvoll.

Andererseits hat sie auch ihre großen Reize, z. B., wenn sich neue, vorher unbekannte Beziehungen zu Familienangehörigen in aller Welt ergeben, unsere Spurensuche also auch Brücken bauen kann.

Aber auch so, es muss unbedingt weitergehen! Die Lebensschicksale **müssen** erforscht und weitererzählt werden. Denn davon bin überzeugt: Die Erforschung einer einzelnen Biographie schärft den Blick für das ungeheuerliche Gesamtgeschehen.

Barbara Hartje

Vorsitzende Freundeskreis KZ-Gedenkstätte Neuengamme

Dieses Interview wurde veröffentlicht in „weiterMachen für Erinnerung und Gegenwart“, Ausgabe 2023, des Freundeskreises KZ-Gedenkstätte Neuengamme und der Vereinigung Kinder vom Bullenhuser Damm.

Hinweis: Auf den im Interview erwähnten Kasten wird hier verzichtet.